

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 35 (1992)

Artikel: Kinderspiele anno dazumal
Autor: Obrecht-Kunz, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071712>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

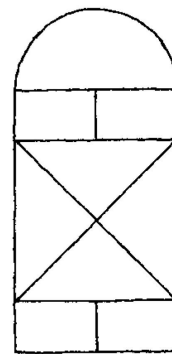
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KINDERSPIELE ANNO DAZUMAL

WERNER OBRECHT-KUNZ

Nur noch wenige können sich erinnern an die für uns «goldene Zeit» der Kinderspiele, die in Wiedlisbach bis in die Kriegsjahre 1914–1918 hineinreichte. Im Städtli war die Strasse weniger breit. Beidseits reichte die alte «Bsetzi» bis zum Strassenrand, wo sie als Regenwasserschale etwas vertieft verlief. Die Dachkänel hatten keine Abfallrohre. Aus Speiern wurde das Wasser in die Bsetzischale hinausgeworfen, wo es natürlich aufspritzte, was jedoch die Frauen nicht besonders beeindruckte, trugen sie doch ihre Röcke bis auf die Knöchel hinab. Ostwärts lief das Regenwasser beidseits bis zum Brüggbach. Die Strasse selber war bekiest, wurde jeweils im Herbst frisch «übergrient» und im Winter von den eisenbereiften Wagenrädern, Schlittenkufen und Radschuhen glatt gewalzt.

Auf diese Art glatt gewordener Boden eignete sich bestens zum *Hüpfen ins «Himmelreich»*. Vor dem Krieg stürte kaum einmal im Tage ein Auto. Mit einem Knebel oder spitzen Stein kratzte man ein «Ries» in den Boden. Die Teilnehmer hüpfen der Reihe nach durch die acht Felder, um in das halbkreisförmige «Himmelreich» zu gelangen. Es gab verschiedene Schwierigkeitsgrade. Die Ränder der Felder durften nicht betreten werden. Auch musste ein flacher Stein oder eine Scherbe stets ins nachfolgende Feld geworfen werden und zwar nur auf einem Bein stehend. Wer das betreffende Feld nicht traf, musste wieder vorn anfangen, bis er endlich fehlerfrei im «Himmelreich» landete. Es gab auch andere «Strafen».



Seilgumpe war eigentlich Mädchensache, doch machten auch die Buben oft und gerne mit. Im Alleingang wurde das kurze Seil über Kopf und Füsse geschwungen, mehr oder weniger rasch und auch ohne den Boden zu berühren, meist an Ort und Stelle, aber auch vor- und rückwärts. In Gruppen hingegen ging das viel interessanter. Zwei Kinder mussten ein vier bis sechs

Meter langes Seil schwingen. Man sprang seitlich oder direkt ins schwingende Seil hinein. Je nach Länge desselben konnten bis fünf Kinder miteinander «gumpen». Machte eines einen Fehler, wodurch das Seil gestoppt wurde, musste es ein seilschwingendes Kind ablösen oder eine Runde lang warten. Das Seil wurde verschieden rasch geschwungen. Beim Ruf *Honig* ging's langsam, *Milch* lief gemächlich, *Salz* jedoch rasch und *Pfeffer* so schnell, wie das Seil überhaupt geschwungen werden konnte. Wurde Wasser verlangt, durfte das Seil den Boden nicht berühren. Man musste auch im Städtli nur hie und da ausweichen, etwa, wenn ein Pferde- oder Kuhgespann vorbeitrottete. Kam ein Pferdegespann dahergesprengt, hörte man das ja schon von weitem.

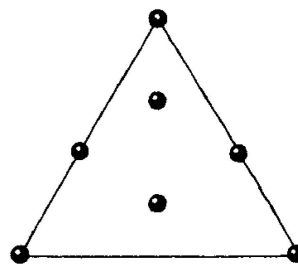
Im Städtli konnte man auch sehr gut «*Ball spielen*». Meist gab es zwei Parteien von bis etwa acht Kindern, Mädchen und Buben. Der Standplatz befand sich beim «Pintli»-Brunnen. Von dort weg warf man den Ball («die Balle») Richtung Baseltor. Die eine Partei, verschieden weit verteilt, musste den heranfliegenden Ball mit der Hand zu «fassen» versuchen. Geling dies drei- bis viermal, so wurde Partei gewechselt. Zum Werfen brauchte man ein Ballbrett, am besten jedoch flog der Ball, wenn man einen festen Haselstecken oder Besenstiel benützte. Traf man den Ball gut damit, flog er am weitesten. Nicht alle hatten damit «Breichis» und mussten das Brett benutzen. Wenn man nicht spätestens mit dem dritten Hieb den Ball traf, gab es wieder Parteiwechsel. Wer weder mit Brett noch Stecken traf, der warf den Ball so weit wie möglich mit der Hand. Die Bälle waren aus Kautschuck, besonders gute Qualität nannte man Gatschum. Es kamen langsam auch Vollgummibälle auf. Weich gewordene Bälle wurden nicht mehr akzeptiert.

Es wurde auch so gespielt: Wenn der Schläger den Ball getroffen hatte, schmiss er das Brett zu Boden und hatte etwa 40 Meter weit in gleicher Richtung zum «Büt» zu rennen. Wer den Ball «gefasst» hatte, versuchte den Heranspringenden mit demselben zu treffen. Traf er ihn, bevor er das Büt erreicht hatte, musste Partei gewechselt werden. Ballspiele gab es in allerlei Variationen, für Einzelne und Gruppen. Während des Krieges wurden Gummibälle immer rarer, da wurden Bälle aus Wollresten und altem Garn hergestellt, die, fest gestopft (und schön umstrickt), auch recht gut brauchbar waren.

«*Ziibele*» spielte man oft und gerne in der kalten Jahreszeit. Acht bis zwölf Buben waren hiezu nötig. Einer musste als «Chüssi» an die Wand stehen, am liebsten an ein Tennstor. Drei bis fünf Buben machten das

«Pferd», d.h. sie hielten in gebückter Haltung einander fest. Von der Gegenpartei kann nun einer nach dem andern auf das «Pferd» grätschen, ohne aber mit einem Fuss den Boden zu berühren, sonst wird Partei gewechselt. Diejenigen, welche den Buckel hinhalten mussten, durften sich schütteln, nicht aber gerade aufstehen oder das «Chüssi» fallen lassen. Brach aber der eine oder andere Träger zusammen, so mussten diese alle noch einmal herhalten, bis einer der Springenden einen Fehler machte. Diese waren: mit einem Fuss den Boden berühren, herabfallen oder beim Aufspringen den Ruf «ziibele» vergessen.

Im Vorfrühling war das *Marmelspiel* Mode. Man sagte hier «warmele», nicht marmele. Der bevorzugte Spielplatz hierfür war die «Konsumterrasse» (zwischen Haus Greiner und Bäckerei Werthmüller). Die beiden Schöpfl wurden viel später erbaut. Von da aus sah man gut auf die Schmiede (Gander, später Eichelberger) hinunter und auf das «Rybeli» hinüber. Gut marmeln konnte man aber auch auf den Holzladen der Bschüttlöcher und auf dem «Schmittbrüggli» vor der Schmiede Känzig, wo sich jetzt der Metzgereiladen Lüthy befindet. Es ging auch überall auf ebenen Strassen und Wegen. Die Spielregeln waren nicht überall die gleichen. In Wiedlisbach ging das so: Die Marmeln kamen auf ein dreieckiges Ries, d.h. auf dessen Ecken, Seitenlinien und Mitte, je nach Anzahl der Mitspieler. Aus vier bis fünf Meter Abstand wurde der «Boli» zum Ries hingerollt. Die Boline waren aus Steingut von etwa drei Zentimeter Durchmesser. Während des Krieges kamen die Bleikugeln auf. Diese waren schwerer und behielten die Richtung besser inne. Damals wurden auch die «Warmeli» rar. Da behalf man sich mit Knöpfen aus Mutters Nähtruckli. Zwei solche wurden aufeinander gelegt und ins Ries gesetzt. Traf der Boli, so flog der obere Knopf weg und man durfte beide nehmen. Die raren Marmeln wurden bei den Buben zum Handelsobjekt, mit dem man dies oder jenes einhandeln konnte. Bei Spielbeginn wurde die Reihenfolge ausgeknobelt. Oft wurde gerufen: «Hutz und Anger ruume d'Pfanne» (d.h. der Letzte und der Zweite räumen auf). Wer beim Wurf im Ries eine Marmel traf, aber hinter demselben auch den Boli eines Vorgängers, durfte noch ein zweites Stück aus dem Ries nehmen. Dieses damals so beliebte Spiel ist in Vergessenheit geraten.



Das *Kugeln* war ein Spiel mit einer etwa zwei Kilogramm schweren Blei-

kugel, das meist vier bis sieben Mann an schönen Sonntagnachmittagen machten. Jeder hatte seine eigene Kugel und versuchte diese jeweils so weit wie möglich zu rollen. Dies geschah meist auf der Holzgasse, Richtung Walliswil-Bipp. Wer am besten warf, die Unebenheiten des Weges kannte und zuerst beim Ziel anlangte, hatte gewonnen. Bei schönem Wetter ergab das Ganze einen fröhlichen Familienspaziergang bis zur Wirtschaft Oberli, wo nun das wohlverdiente Zimis unter schattigen Bäumen neue Kraft für den bevorstehenden Heimmarsch verlieh.

Das «*Stöckle*» kam zeitweilig die grössern Buben an. In trockenen Boden kritzten sie einen Kreis von etwa 70 cm Durchmesser. Ein Rundholz, ungefähr 7 cm dick und 30 cm hoch, wurde mitten in den Kreis gestellt. Jeder Teilnehmer legte einen Fünfer, seltener einen Zehner darauf. Ein Spieler nach dem andern warf aus etwa 12 m Distanz einen faustgrossen Stein nach dem Holz. Traf man, so fiel das Stöckli um und die Münzen fielen zu Boden. Was über den Kreis heraus flog, gehörte dem Schützen. Was innerhalb des Kreises blieb, kam wieder auf das Stöckli. Der Wurf musste genau bemessen sein, sonst flog das Holz einfach unter den Münzen weg und diese blieben innerhalb des Kreises. Wenn alle Geldstücke «gewonnen» waren, wurde wieder ganz neu aufgelegt. Wenn die meist zahlreicheren, weniger treffsicheren Schützen all ihre Fünfer verspielt hatten und Nachschub kaum mehr aufzutreiben war, ging auch die Stöckle-Saison zu Ende.

Buben von etwa fünf bis zwölf Jahren vergnügten sich bei trockenem Wetter mit Vorliebe mit «*Reifeln*». Wir sagten natürlich «*reiffle*». Anfänglich sah man dünne Holzreifen, ringsum in verschiedenen Farben gestrichen. Diese aber waren leicht und liefen auf unsern holprigen Wegen nicht gut. Aber schon gab es alte Velos mit Metallfelgen. Wurden die Speichen wegmontiert so blieb ein solider Metallreif, der ein rasches Tempo erlaubte. Mit einem etwa 30 cm langen Steckli schlug man mehr oder weniger schnell drauf, je nachdem man neben dem Reif mitlaufen mochte. Bald hatte man heraus, dass man das Steckli bloss senkrecht zwischen den Felgenwülsten zu halten brauchte, um den Reif vorwärts zu schieben. Interessant war es, den Reifen von der Schulter weg nach vorn zu schleudern, jedoch mit einem kräftigen Dreh in der Gegenrichtung. Auf diese Weise flog der Reif wohl zuerst nach vorn, sobald er aber den Boden berührte, rollte er rückwärts zum Besitzer.

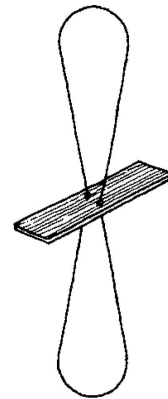
Was man in letzter Zeit auch hier wieder zu sehen bekommt, ist das *Stelzenlaufen*. Das machte man zu verschiedenen Jahreszeiten. Die Buben fertig-

ten sich ihre Stelzen meist selber an. Je höher die Trittbrettchen befestigt wurden, desto längere Schritte konnte man machen, aber umso schwieriger war es draufzusteigen, ohne eine Mauer oder einen Stuhl zu benützen.

Chlefele war Bubensache. Dazu brauchte es zwei harthölzerne Brettchen, etwa 13 cm lang und gut 3 cm breit, aber nur 3–4 mm dick. Nahe am oberen Ende wurde eine fingerdicke Kerbe eingeschnitten. Beide Hölzchen wurden so zwischen Zeig- und Ringfinger gehängt, der Mittelfinger dazwischen. So schwenkte man die halbgeschlossene Hand hin und her. Dadurch schlugen die Hölzchen gegeneinander. Wer es «los» hatte, konnte ganz gut Trommeltakte damit erzeugen.



Mit einem etwa 10 cm langen, gegen 2 cm breiten, flachen Hölzchen stellte man sich eine «*Schnurre*» her. In der Mitte desselben wurden zwei Löcher gebohrt und eine Schnur hindurch gezogen, so dass auf beiden Seiten eine Schlaufe von etwa 30 cm Länge entstand. Drehte man das Brettchen einige Male um die eigene Achse und zog dann rhythmisch an beiden Schlaufen, wirbelte das Hölzchen propellerartig um sich selber, hin und her, wodurch sich die beiden Schlaufen aufzwirnten. Je energischer die aufgezwirnten Schlaufen auseinander gezogen wurden, desto heller surrte der «Propeller», deshalb der Name «*Schnurre*».

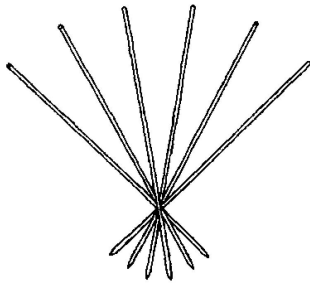


Eine runde Holzscheibe, verschiedenartig gefärbt, eignete sich auch sehr gut und ergab ein interessantes Farbspiel. Wer es verstand, fertigte sich eine Schnurre mit einem etwa fingerdicken Knochen an, was ein ganz besonderes Schnurren ergab. Einen Finger gegen den rotierenden Knochen zu halten, war nicht ratsam.

So um 1919 kam das allererste *Trottinett* in Wiedlisbach in Erscheinung, ganz in Holz, nur die kleinen beiden Rädchen schmal mit Eisen bereift. Auf der Bsetzi unbrauchbar, auf der steinigen Strasse nur mühsam in Gang zu bringen, auf grössern Terrassen jedoch ein begehrenswertes Vehikel. Mit den Asphaltstrassen und Plätzen erschienen nach 1945 die heutigen Metalltrottinette mit luftgefüllten Pneus, quasi eine Vorstufe des Velofahrens.

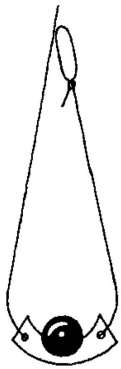
In den letzten Jahren sind die *Rollbretter* in Erscheinung getreten, mit welchen schon Kinder im Vorschulalter erstaunliche Fertigkeit erreichen, die jedoch beim heutigen immensen Verkehr recht gefährlich sein können, wohl aber Behendigkeit und Aufmerksamkeit fördern.

Geknebelt haben fast nur die Hinterstädtlibuben und zwar unmittelbar nördlich bei den damaligen Gartenzäunen, auf Grasboden, wenn das Gras



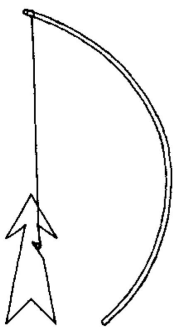
kurz und trocken war. Nötig war ein etwa 40–60 cm langer, auf einer Seite zugespitzter Buchenknebel. Jeder Teilnehmer musste einen solchen haben. Einer nach dem andern musste diesen in den Grasboden schmeissen, dass er in schräger Stellung stecken blieb. Der Nächste schmiss den seinen ganz knapp über den oder die schon steckenden Knebel. Bei fünf bis acht Spielern ergab dies einen straussähnlichen Büschel. (Der Berichterstatter war stets nur Zuschauer und hat den Sinn des Spieles nie ganz verstanden. Es machten's ohnehin nur einige Spezialisten).

Steinschleudern war seitens der Lehrer und auch der meisten Eltern nicht gestattet. Aber man tat es doch. Ein Stückchen geschmeidiges Leder wurde



beidseitig mit je einer 68–80 cm langen Schnur versehen, eine davon aussen geschlaucht, um mit Zeig- oder Mittelfinger durchschlüpfen zu können. Auf das daran hängende Lederchen wurde ein zirka zwetschgengrosser Stein geladen und dann an den Schnüren hängend energisch im Kreis herum geschwungen, ein ungefähres Ziel anvisiert, dann die eine Schnur fahren gelassen und der Stein konnte wegfliegen. Die Schleuder aber blieb an der andern Schnur, dank der Schlaufe, am Finger hängen. Je schneller ein Kiesel auf der Schleuder herumgeschwungen wird,

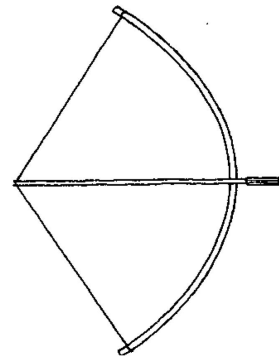
desto weiter fliegt er natürlich. Die freie Schnur muss genau im richtigen Moment fahren gelassen werden, damit der Stein in gewünschter Richtung wegfliegt, sonst kann er bloss steil in die Höhe oder direkt in den Boden hinein fliegen. Ein Steinwurf mit Schleuder ist nicht zielsicher und sollte nicht in Hausnähe vorgenommen werden.



Pfeilschleudern wurden auch gemacht, aus flacher Holzschindel geschnitzt. Ein zügiger Haselstecken von gut einem Meter Länge wird mit einer etwa 60 cm langen Schnur versehen, mit einem starken Knoten am freien Ende, der in eine Kerbe hinter der Pfeilspitze geschoben wird. Nun wird der Pfeil fest in der linken Hand gehalten und mit der rechten mit aller Kraft der Haselstecken zum Bogen gespannt. Wird nun der Pfeil fahren gelassen, schnellt der Haselstecken zurück, der Pfeil klinkt aus dem Knoten und kann so bedeutend höher fliegen als ein vom Pfeilbogen

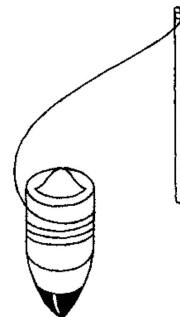
abgeschossener. Meister in diesem Spiel war zu seiner Zeit der Öuermiu (Oeler-Emil).

Das besondere Vergnügen war im Herbst das *Pfeilbogenschiessen*. Ein kräftiger Haselstecken ergab den Pfeilbogen von 70 cm bis 1,20 m Länge, je nach Alter und Kraft des Knaben. Ein trockenes Schilfrohr als Pfeil, an dessen Spitze ein 6–7 cm langer Holunderzapfen gesteckt wurde; ein fingerdicker, grüner Holderzweig diente dazu. Die Buben wollten natürlich möglichst hoch schiessen; wer kann's am höchsten? Im Städtli flog ab und zu einer auf ein Dach und blieb dann im Känel stecken oder liegen.



Im Frühherbst gab es noch spezielle *Wurfgeschosse*, die man mit geschmeidigen Haselruten in die Höhe schleudern konnte. Man hatte ungleich mehr Apfelbäume als heutzutage. Von denselben fielen jeweils viele «überzählige» kleine Äpfelchen herunter. Solche las man als Munition zusammen und steckte sie an die Haselrute, die zugespitzt worden war. Mit kräftigem Schwung flogen dann die Äpfelchen von der Rute weg, zumindest über ein Hausdach oder einen grossen Apfelbaum.

Auf Terrassen oder sonst glattem Boden liess sich gut mit dem «Hurrlibueb» spielen, einem kleinen Holzkreisel mit eisenbeschlagener Spitze. Auch dazu brauchte man Stecken mit einer peitschenartig befestigten Schnur. Der Hurrlibueb war etwa 7 cm gross und gut 3 cm im Durchmesser. Es brauchte einige Geschicklichkeit, um diesen Kreisel zu starten. Man nahm ihn zwischen beide Handflächen und drehte ihn energisch ringsum, wodurch er einige Sekunden kreiste. Man hatte knapp Zeit, um die Geissel zu ergreifen, und damit sofort, ein wenig ziehend, auf den Hurrlibueb zu schlagen, wodurch er sich rasch und rascher drehte, wenn man richtig traf, bis er regelrecht zu schnurren begann. Man konnte ihn sogar zum Tänzeln und Hüpfen bringen.



«*Knietsch*» war ein ziemlich forsches, aber doch zeitweilig beliebtes Spiel, eine Art Fangis, jeder Teilnehmer mit einer Hasel- oder Weidenrute bewaffnet. So rannte man einander nach und suchte den andern auf den Rücken, Hintern oder über die Waden zu schlagen, musste aber dazu «knietsch-knietsch» rufen. Hiebe ohne Knietschruf wurden nicht akzeptiert, galten als Fehler.

Blühender Löwenzahn hat hohle Stengel, mit denen man Flötchen machen kann. Mit zwei bis drei, verschieden dicken konnte man zwei- bis drei- «stimmig» flöten.



Damals gab es überall noch kleine Hecken mit Schlehdorn, Pfaffenhütchen, Brombeerbüschen, aber auch Weiden. Den Weiden sagten wir «Pfyffebouz». Wenn Pfeifenholzszweige so richtig im Saft waren, schnitt man einen solchen, nässte die Rinde ein Stück weit mit «Spüifer» und klopfte mit einem Taschenmesserschaft rings herum, wodurch sich die Rinde vom Holz löste und man diese vom Kambium wegschieben konnte. Das Röhrchen, das so entstand (etwa 6 cm lang), drückte man auf der einen Seite etwas zusammen, wodurch beim Hineinblasen ein mehr oder weniger hoher Flötenton entstand. Wer Geschick und Geduld hatte, löste mit einem scharfen Messer die Weidenrinde von einem etwa 50 cm langen Ast in einen 2, höchstens 4 cm breiten Streifen, der gut zu einem Signalthorn zurechtgerollt werden konnte. Das oben erwähnte Röhrchen kam in die schmale Öffnung des Hornes und das Signalthorn konnte weit hörbar erschallen.

Vor und noch eine Zeitlang nach dem Ersten Weltkrieg wurde nach dem Emdet kaum mehr gemäht, besonders nicht auf den abgelegeneren Wiesen. Dann war die schöne Zeit des Weidganges angebrochen; die Bauern liessen ihr Vieh jetzt auf die Weide treiben und zwar oft von grössern Schulbuben und auch Mädchen, welche während der Herbstferien Zeit hatten, Kühe, Rinder und auch Geissen zu hüten. Es gab ja auch noch eine ganze Anzahl «Geissenbauern». Fast jeder Bauer hatte sein eigenes Geläute, Glocken und Treicheln verschiedener Grösse und Klangfarbe, aber auch Glöckchen und Schellen für Jung- und Kleinvieh. Wie schön war es doch, die kleinern und grössern Herden vorbeitrampen oder «gumpen» zu sehen mit vielstimmigem Geläute und Gebimmel, was insbesondere innerhalb des Städtchens zur Augenweide und zum Ohrenschmaus für die Anwohner wurde. Auf dem Lande richteten sich die Schulferien noch ganz nach den Bedürfnissen der Landwirtschaft. (Herbstferien neun Wochen für Primar- und sieben Wochen für Sekundarschulen. Drei Wochen Osterferien zur Anpflanzzeit, 14 Tage je für Heu- und dann Ernteferien. Über Weihnachten und Neujahr 10 bis 14 Tage.) Die Bauern waren froh, Hüterbuben zu bekommen, aber auch junge Hilfskräfte für die Kartoffel- und Runkelernte. Hüterbuben hatten aber ihre eigenen *Geisseln*. Jeder sorgte für guten «Zwick», damit die

Geissel auch zünftig klepfte. Auch nach der Weidezeit wurde noch «geisset», bis das Marmelspiel wieder Trumpf war.

Zu verschiedenen Zeiten wurde, insbesondere während der grossen Schulpause, «*Orbär*» (man hörte auch «*Urbär*») gespielt, eine Art Fangis. Es bildeten sich zwei Parteien. Immer zwei Buben, die einander die Hand geben mussten, jagten nach den frei Herumlaufenden der Gegenpartei. Konnte so einer berührt werden, so musste dieser ins «Büt» und dort warten, bis alle andern seiner Partei ebenfalls ins Büt mussten. Wenn ein Verfolgerpaar einen Davonrennenden der Gegenpartei einholen wollte, so mussten die beiden Verfolger dies unbedingt Hand in Hand tun. Liess der eine die Hand des Kameraden fahren, um den Gejagten schneller berühren zu können, so galt diese Berührung nicht, der Berührte musste also nicht ins Büt. Waren jedoch endlich alle Verfolgten im Büt, so wurde Partei gewechselt, die vorherigen Jäger wurden nun von den andern gejagt. In der viertelstündigen grossen Pause langte die Zeit meist nur zu einem, höchst selten zu zweimaligem Parteiwechsel.

«*Versteckis*» war immer sehr beliebt, wird auch heute noch gemacht. Im Städtchen, besonders aber im Hinterstädtchen, wo fast in jedem Haus Stall und Tenne leicht zugänglich waren, Scheiterbeigen und Miststöcke standen, war es nicht so leicht, das Versteckte zu finden. Auch bei diesem Spiel gab es ein Büt, von welchem aus die Schar der Suchenden ausschärmte, um die Versteckten aufzustöbern. Wurde so einer sicher entdeckt, so musste der Finder zum Büt rennen, um den Gefundenen «anzuschlagen», und rufen: «Agschlage Fritz...» Die Gefundenen versuchten aber auch zum Büt zu rennen. War so z.B. Anni um einen Augenblick früher beim Büt, so durfte es sich bei der nächsten Runde wieder verstecken und musste nicht suchen helfen.

Tschuepp-Tschuepp war auch eine Art Versteckis. Versteckte, welche gefunden wurden und sich im Büt aufhalten mussten, bis alle gefunden waren, durften den noch Versteckten helfen. Sahen sie vom Büt aus, dass ein noch Verstecktes in Gefahr war, gefunden zu werden, so riefen sie tschuepptschuepp. So konnte sich dasselbe besser verstecken oder versuchen, das Büt vor einem Suchenden zu erreichen.

Rauhe Novemberstürme waren den Buben nicht unwillkommen, insofern sie einen «*Drachen*» besaßen oder in der Lage waren, einen solchen herzustellen. Es gab in Städtlinähe noch viele offene Matten, wo man Drachen unbehindert steigen lassen konnte. Gute Drachenbauer, die lange

Schnüre hatten, wurden natürlich bewundert. Einer von ihnen, freilich schon erwachsen, hat es fertig gebracht, seinen Drachen vom Gerzmattweg bis über den grossen Turm hinüberfliegen zu lassen.

«Müetis» war nicht nur bei Mädchen, sondern auch bei Buben beliebt. Puppenstuben oder Bäbiwägeli waren dazu überflüssig. An trockenen Wintertagen wurde Müetis vor allem in der grossen Schulpause, meist im Windschatten der damals hölzernen Schulhausscheune, gespielt. Zweiglein und welke Blätter gab es immer. Mit Sand und Steinchen liess sich auf grössern, flachen Steinen gut ein «Essen» servieren. In den Häusern kamen Puppenstuben, meist als Weihnachtsgeschenk auf. Heutzutage gibt es ja ganze Mini-Wohnungen für die künftigen Hausmütter.

Im Zusammenhang mit «Müetis» wurde etwa auch «*Stopfis im Chrueg*» «... was isch im Chrueg?» gespielt. Ein Frag- und Antwortspiel, das in Vergessenheit geraten ist. Schon bald kamen die «Frag- und Antwortspiele» auf, die man käuflich erwerben konnte.

«*Watte-watte-wiläwo*», wer erinnert sich noch? Zwei Gruppen Kinder stellten sich in etwa sechs Meter Entfernung einander gegenüber. Nun ging eine Reihe, händehaltend, auf die andere zu, rufend: *watte-watte-wiläwo* (aus dem Welschen kommend: «*vas-t-en, vas-t-en, vilain veau!*» übersetzt: geh weg, geh weg, wüstes Kalb) und ging dann, rückwärtsgehend, auf ihren Platz zurück. Nun ging die andere Partei gleicherweise auf die erstere zu, nun aber rufend: «*Nei, mir hei no vüu de schöner watte-watte-wiläwo.*» Dies ging so mehrmals hin und her. Das Spiel verschwand gegen Ende des Ersten Weltkrieges, sein eigentlicher Sinn ist uns nie recht klar geworden.

Ähnlicherweise mussten ebenfalls zwei Gruppen hin und her gegeneinander zugehen, jedoch ausschliesslich Mädchen, wobei eine Gruppe zunächst nur aus zweien bestand; diese ging nun auf die grosse Gruppe zu, rufend: «*Es kommt ein Herr mit ein'm Pantoffel, ade-ade-ade*» und rückwärts zurückgehend. Nun geht die grosse Gruppe auf die kleine und fragt: «*Was will der Herr mit ein'm Pantoffel, ade-ade-ade!*» Nun kommt die kleine Gruppe wieder und zwar fordernd: «*Das schönste Mädchen müssen wir haben, ade-ade-ade!*» Die grosse Gruppe kommt ihrerseits und meldet grimmig: «*Das schönste Mädchen geben wir nicht, ade-ade-ade!*» Wieder kommen die andern und melden: «*Da schleichen wir ins Haus hinein, ade-ade-ade!*» Die andern wehren ab: «*Da schliessen wir die Türe zu, ade-ade-ade!*» Neue Drohung: «*Da schlagen wir die Fenster ein*» – Antwort: «*Da schliessen wir die Läden zu*»... Nochmals wird gedroht: «*Da stecken wir*

das Haus in Brand, ade-ade...» Darauf prompt: «Da holen wir die Polizei.» Aber die Forderung bleibt dieselbe: «Das schönste Mädchen müssen wir haben!» Die Antwort der mürbe gewordenen: «Was soll es für ein Röcklein tragen, ade- ade-ade?»

Die Freier bezeichnen nun ein Mädchen, das z.B. ein blaues Kleidchen trägt: «Es soll ein blaues Röcklein tragen, ade-ade-ade»! Das betreffende Kind wechselt nun die Gruppe und das Spiel kann weitergehen, bis zwei oder drei Kinder herausgeholt werden. Meist aber hatten die Teilnehmer schon nach der zweiten Eroberung genug.

«*Es steht ein Pfalzgraf wohl an dem Rhein*, der hat zwei schöne Töchterlein» wurde ab und zu von einigen schon grösseren Mädchen gesungen. Die traurige Mär geht dahin, dass die eine Tochter der andern den Liebhaber weglodt, wonach die lieblichere krank wird und stirbt. Wonach gesungen wird: «Man sagt, der Sarg sei von Marmorstein, die Nägel seien von Elfenbein ... » Nach dem Ersten Weltkrieg war es auch mit dieser Romantik vorbei.

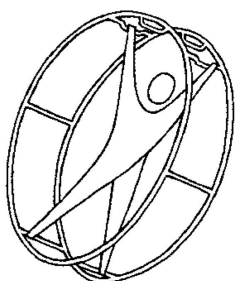
Ein zweites, von spielenden Kindern oft und gerne gesungenes Klage- liedchen ähnlicher Art lautete: «*Maria sass auf einem Stein*, einem Stein, einem Stein, Maria sass auf einem Stein, einem Stein! Da kam der Bruder Karl zu ihr, Karl zu ihr, Karl zu ihr, da kam der Bruder Karl zu ihr, Karl zu ihr ... und stach Maria in das Herz, in das Herz, in das Herz ... Da kam der Bruder Paul zu ihr, Paul zu ihr, Paul zu ihr, da kam der Bruder Paul zu ihr, Paul zu ihr. Dieser fragt: Maria, warum weinst Du, weinst Du, weinst Du, Maria warum ... Maria antwortet: Der Karli het mi gstoche, gstoche, gstoche, der Karli het mi gstoche, gstoche!» Der Singsang endet, von allen Beteiligten gesungen: «Der Karli isch e böse Bueb, böse Bueb, böse Bueb ...» Aber dann: «Der Paul isch es Ängeli, Ängeli, Ängeli ...» Auch dieses Trauerspiel verschwand zur gleichen Zeit wie der «Pfalzgraf».

Ein nicht unähnliches, jedoch munteres Hin- und Her-Fragespiel ging so: Zwei oder drei Buben gehen auf eine Schar Leute (Kinder) zu und melden: «*Wir kommen aus dem Schwabenland* und bieten gute Arbeit an». Die Leute fragen: «Was für welche»? Die Handwerksburschen antworten: «Schöne, gute» und gestikulieren, wie ein Schreiner, Maurer, Spengler, Bäcker usw. arbeitet.

Bummelte eine Schar Buben «über Feld», kam ab und zu das «*Böckli- gumpen*» in Fahrt. In lang gezogener Reihe grätscht der Hinterste über die sich leicht bückenden Vordermänner und stellt sich als sodann Vorderster

nun seinerseits als «Böckli» hin. So konnte es eine schöne Strecke weit gehen.

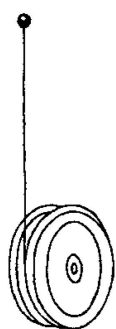
Ende der zwanziger Jahre kam von Deutschland her das *Rhönrad* auf, das den ganzen Körper, besonders Sehnen und Skelett in Anspruch nahm. Mit



gegrätschten Beinen und hochgestreckten Armen musste der Fahrer oder die Fahrerin in das grosse Rhönrad hineinstehen. Für Füße und Hände waren «oben und unten» Bügel angebracht, um hineinzuschlaufen. Das Rhönrad war eigentlich ein Doppelrad. Zwei genau gleich grosse Räder waren gut 40 cm exakt nebeneinander befestigt, konnten also aufrecht hingestellt werden. Der darin ein-

gespannte Fahrer konnte damit kopfüber-kopfunter herumfahren und zwar genau senkrecht oder in etwas schräger Stellung. Von Unfällen bei diesem anspruchsvollen Sport hat man nie gelesen, eigentlich schade, dass er nicht mehr ausgeübt wird.

In den fünfziger Jahren machte das *Hula-Hop* Furore. Einen leichten Holzreifen musste man um die Lenden kreisen lassen, es war schon eine gewisse Schnelligkeit nötig, wenn der Reifen nicht zu Boden rutschen sollte. Dies war eine recht gute Gymnastikübung.



Das *Yo-Yo*, etwas früher in Erscheinung getreten, war eine zeitlang geradezu eine Besessenheit. Auf vielerlei Weisen wurde die zweiteilige Scheibe auf und nieder, hin und her kreisen gelassen. Es wurden damit auch Meisterschaftsspiele ausgetragen. Nach wenigen Jahren verschwand das Spiel und wird heutzutage nur noch ganz vereinzelt angeboten, jedoch nur noch in Plastik, womit lange nicht die gleiche Wirkung erzielt werden kann wie ursprünglich mit Holz.



Chuderbüchsen wurden auch «fabriziert». Ein Holunderast von etwa 6 cm Durchmesser und 30 cm Länge und ohne Seitenzweige wurde ausgehöhlt, d.h. nur gerade das Mark in der Mitte wurde herausgestossen, wodurch der Gewehrlauf entstand. Eine exakt gleich dicke Rute bekam auf der einen Seite einen Knauf, um sie gut durch den «Büchschenschaft» hindurchschieben zu können, diese musste genau so lang sein wie der Gewehrlauf. Ein Büschel Chuder (Hanf, vom Spengler zu bekommen, der solchen braucht, um Eisenröhrengewinde abzudichten) wurde ins Wasser getunkt, zu einem Pfpfen zusammengepresst und vorne in die

«Büchse» gestopft, so fest wie nur möglich. Damit war die Büchse geladen. Die erwähnte Rute wurde nun in den Lauf geschoben und dann ganz energisch hindurchgestossen, was den Chuderpfropfen wie ein Geschoss bis 20 m weit fortschnellte. Je genauer die Rute in den Büchsenlauf hineinpasste und je fester der Chuder hineingepresst wurde, desto weiter flog der Pfropfen. Nur wenige Buben konnten eine solche Chuderbüchse herstellen, aber alle hatten hierfür grosses Interesse.

Als alle grossen Bälle aufkamen, wurde bei uns *Völkerball* gespielt, eine Art Vorläufer des Fuss- und Volleyballspiels, bei dem auch zwei Parteien gegeneinander spielten.

Zu jeder Jahreszeit hat die Natur in Fülle geboten, womit sich Kinder beschäftigen und spielen konnten. Es brauchte einige Behutsamkeit, um einen *Nussböck* aufzustellen. Drei Wallnüsse aneinandergestellt und eine vierte obendrauf ergeben eine hübsche Pyramide. Man kann so ein ganzes Dörfchen aufstellen. In Eichelmastjahren erfreute man sich daran, die Eicheln aus ihren «Becherchen» herauszuheben. Diese wurden über die Ohren gehängt oder als Pfeife in den Mund genommen.

Zwei Löwenzahnblüten ergeben eine Brille, nur muss man oben- oder untendurch gucken, um sehen zu können. Im Herbst ergeben «Pfaffenhütchen», aber auch Rosskastanien schöne Kettchen, da sie an Schnur oder Faden aufgezogen werden können. Mit Rosskastanien und zugespitzten Zündhölzchen kann man lustige Männlein oder Tierchen erstellen. Oft machten die Mädchen aus Buchenlaub oder aus Massliebchen hübsche Kränze, um diese um die Stirne oder über die Schultern zu winden.

Die Buben gaben sich eher mit Tann- und Föhrenzapfen ab. Ein Taschenmesser durfte doch in keiner Hosentasche fehlen, immer gab es etwas zu schnefeln. Vernarbte Buchstaben, Wappen oder Herzen findet man immer noch in der Rinde alter Buchen.

Geschicklichkeitsspiele mit Schnüren, mit denen man Schlaufen und Knoten in vielen Variationen machen kann, erfordern einige Fingerfertigkeit. Meister in dieser Sparte sind die Chinesen.

Immer noch werden Gänsepiel, Leiterlispel, Eile mit Weile, Flohspiele, Halma, Domino, Mikado, Mühle und Dame (Nünistei) und Schach angeboten und gespielt. Laufend kommen neuartige Spiele auf den Markt, insbesondere Puzzles und Legespiele, Monopoly und Memory, die sich richtig eingebürgert haben. Viel anderes kommt und verschwindet, besonders auch was an technischem Spielzeug in Metall und Kunststoffen auf den Markt

kommt. Der Jass aber ist und bleibt das Nationalspiel der Schweizer bei jung und alt.

Das für Kinder im Vorschulalter anregendste Spielzeug sind immer noch die hölzernen *Bauklötze*. Damit lassen sich Häuser, Brücken, Kirchen und Türme in allen möglichen Ausführungen errichten und, so vorhanden, mit Tierchen und Püppchen beleben. Vorlagen stören nur, Phantasie und eigene Einfälle erbringen die besten Ergebnisse.

Das Spielzeug der Mädchen war, ist und bleibt die *Puppe* und die *Puppenstube*, am liebsten mit entsprechenden Möbelchen. Puppenküchen und Kochherde gibt es längstens. Schon um 1918 haben Unterschüler mit Taschenlampenbatterien und «Glühbirnchen» Puppenstuben zu beleuchten versucht. Schwieriger war vor allem, die feinen, isolierten Kupferdrähte zu beschaffen. Selbstgebasteltes hat immer besonderen Wert. Im Kindergarten fabrizierte man Hosenträger, mit «Chrüzlistich»-Arbeiten verziert, man flocht Peddigrohrkörbchen, umnähte Ansichtskarten und erstellte damit brauchbare Körbchen. Die Buben strickten am liebsten Wäscheleinen aus dünnen Schnüren; mit einer Fadenspule, versehen mit vier kurzen Nägeln, ging das prima. An Stelle einer Waschleine strickte man aus Wollgarn eine lange Kordel. Diese wurde spiralförmig zusammengenäht, was eine wunderbar warme Mütze ergab.

In den Kriegsjahren 1917 und 1918 herrschte im Sommer eine enorme Kohlweissling-Plage. Die flatternden weissen Wesen waren an sich harmlos, doch ihre Raupen, die in unglaublichen Mengen das Gemüse in Gärten und Pflanzplätzen wegfrassen, richteten bedrohliche Schäden an. Da wurden die Schulkinder mobilisiert und zum Einfangen der Kohlweisslinge aufgefordert. Für jeden in der Schule abgelieferten Schmetterling erhielt das Kind einen Rappen. Das war damals eine begehrte Jagdprämie. Mit 280 Stück hat Anna Hostettler das höchste Resultat erzielt, was ihr Fr. 2.80 eintrug.

Das *Maikäfer-Sammeln*, alle drei Jahre im Flugjahr, war für die Schulkjugend halb Pflicht, halb Spiel. Immer aber war es ein Ereignis, wenn an milden Maiabenden dichte Wolken von heranfliegenden Maikäfern die Luft mit unbeschreiblichem Gessumme erfüllten. Was nicht schon unterwegs in frischgrünen Kirschbäumen landete, flog in den Stierenweidwald, um sich dort am jungen Buchen- und Eichenlaub gütlich zu tun. In aller Herrgottsfrühe zog tags darauf gross und klein aus, ausgerüstet mit Tüchern und Kesseln, um die in der Kälte noch starren und schlafenden Tiere herunterzuschütteln. Je nach Grundbesitz mussten mehr oder weniger Käfer ab-

geliefert werden, jedenfalls aber ein Mindestquantum pro Familie. Was über das Pflichtquantum abgeliefert wurde, erbrachte eine entsprechende Vergütung. Zu allen Zeiten ist das Spiel in irgend einer Weise Ernst geworden. Einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg hat die moderne Chemie mit dem Maikäfer (endgültig?) aufgeräumt.

*Winterspiele von anno dazumal:
schlittle, zyberle, schlyfschuebne*

Schon vor dem Ersten Weltkrieg hatte man oft lange und sehnsüchtig auf Schnee gewartet. Wenn es doch gegen Mitte Christmonat richtig zuschneite, gab es fast immer kurz vor Weihnachten Tauwetter. Die «Gfätterlischuel» war damals im Untergeschoss des «Konsums» beheimatet, dort wo die BKW später ihre Reparaturwerkstätte betrieben. Das Mühligässli war nur schmal. Von der Britsche bis zum Eingangstor gab es einen Tannlihag, an welchem entlang der Bruggbach floss, offen in seinem etwa 80 cm tiefen Bachbett. Vor dem Tor floss er unter der Strasse durch, dann wieder offen der Schmiede Gander entlang bis ins Rybeli, von dort zur «Walki», von hier der Wangenstrasse entlang, wo er beim Moos-Bauernhof links abschwankte, um dann weiter, als Moosbach, unter dem Kanal durch in die Aare zu münden.

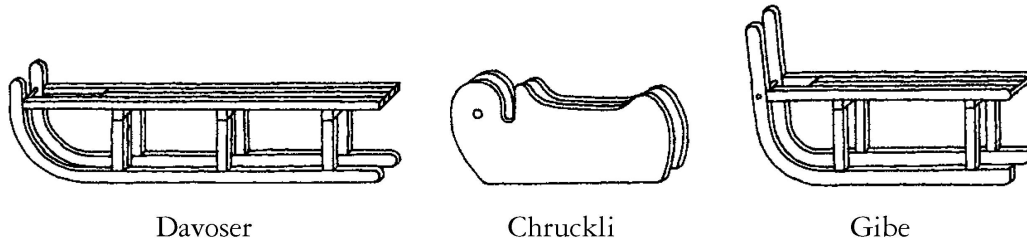
Wer damals Gfätterlischüeler war, mag sich gut erinnern, dass auch in den Jahren 1912 bis 1918, wenn im Kindergarten unter einem grossen Tannenbaum Weihnachten gefeiert wurde, der Bruggbach Hochwasser führte, weil Tauwetter herrschte. Vor dem Baum, im Kerzenschimmer, sagten wir den anwesenden Müttern und Komiteefrauen unsere Värslis auf, sangen Weihnachtsliedli, von der «Tante» Lena (Känzig) bestens einstudiert, und nahmen hernach die kleinen, aber wohlschmeckenden «Bäremutze» in Empfang. Wegen des fehlenden Schnees trösteten uns die Grossmütter, der Neujahrmutti werde uns schon noch Schnee bringen, und das traf dann meist auch ein. Vier-, sechsspännig wurde alsdann mit der «Schneeschnützi» gebahnt, so dass Fuhrwerke und Fussgänger bequem zirkulieren konnten. Die grossen Brückenwagen wurden an den Vorderrädern mit Radschuhen versehen, damit standen diese in deren eisernen Schneekufen fest, während die Hinterräder sich normal drehten. Holzstere und Astholz wurden auf niedrigen Schlitten, meist zweispännig und auch mit Kuhgespannen aus

den Wäldern geholt. An Stelle der Bockwagen wurde auf leichteren Schlitten gefahren, so auch die Postkutschen, die noch bis 1918 im Bipperramt zirkulierten. Ab 1918 wurden diese von den Postautomobilen verdrängt.

Durch all diese Wagen, Schlitten und Wägelchen entstanden auf den Strassen festgepresste, glatte Fahrspuren, die man gut als Zyberlibahnen brauchen konnte. Buben und Mädchen trugen damals am Werktag durchwegs Holzschuhe, die sich zum *Zyberle* am besten eigneten, besonders wenn sie noch nicht beschlagen waren. Dann passierte es aber, dass diese Holzsohlen innert einer Woche abgeschliffen wurden und ersetzt werden mussten, die dann aber sogleich mit starken Schuhnägeln beschlagen wurden. Das aber gab Kratzer in die Zyberlibahnen und zuweilen Streit, weil die Träger unbeschlagener Schuhe die kantigen Holzschuhnägel nicht dulden wollten. Es kam mehrmals vor, dass vom Bürgerhaus bis zum Mühlegässli eine Zyberlibahn entstand, so glatt geschliffen, dass man die ganze Strecke auf einmal durchgleiten konnte, insofern man unterwegs nicht umpurzelte. Weil solches aber auch Erwachsenen passieren konnte, die gar nicht zyberlen wollten, wurde bald einmal Holzasche auf die Bahn gestreut, und man musste sich anderswo mit kürzeren Strecken begnügen.

In jener Zeit war das Wort «Sport» den Kindern noch unbekannt. Man ging scharenweise einfach «go schlittle». Die alten hölzernen «Chruckli» waren Einsitzer, unten mit Eisenstäben zusammengehalten an denen Ringe hingen, die auf den holprigen Wegen jeweils klingelten. Stark vertreten war der Davoser Schlitten, zwei- bis sechsplätzig waren im Gebrauch. Es gab auch noch den Grindelwaldner Schlitten und sogar die selten gewordene «Gibe», höher gebaut, die Kufen vorne stark aufragend, an denen man sich beim Bäuchlings-Schlitteln gut festhalten konnte. Das «büchlige» Schlitteln wurde zwar von den meisten Eltern untersagt, ein Verbot jedoch, das nicht einmal alle Mädchen einhielten. Wurde bei 30 bis 40 cm Neuschnee gebahnt, entstanden bald herrliche Schlittelbahnen. Der meistbefahrene «Stutz» war damals der Öleweg. Die Abfahrt war herrlich und vor dem Bahnbau fast nie gestört. Drei bis fünf Kinder sassen auf dem Schlitten, die Füsse auf den Kufen, um nicht zu bremsen, vorne sass meist ein Knabe mit Schlittschuhen, um das Gefährt damit zu lenken. Im Bipperramt sagte man nicht länke oder wyse, sondern «reise» oder «reiserle». Die Kleinen kamen auf dieser Abfahrt bis fast zur damaligen Schreinerei Känzig, die Grossen, mit Schlittschuhen gelenkt, erreichten die Hauptstrasse und konnten noch weiterfahren bis zum Mühlegässli und zur Schmiede hinunter. Beim Hin-

untersausen war oberstes Gebot, die Heraufstapfenden rechtzeitig zu warnen und zwar mit dem gut hörbaren Ruf «hooorg», was eigentlich «Sorg» bedeutete. Wer da nicht sofort Platz machte, wurde sogleich gerüffelt, war doch die Schlittbahn schmal und ein Zusammenprall gefährlich.



Der andere, viel benützte Schlittweg war der Stockrain. Vom Lysbühl an fuhr man zur Käsererei hinunter und von dort aus die alte Wangenstrasse hinab, am Bauernhaus Känzig-Kobel vorbei in dessen Hofstatt hinunter, wo sich alljährlich ein beliebter «Satzhoger» bildete und auf dem Schlitten «Gümp» bis zu 5 m ergab. An der sehr steilen Böschung der Wangenstrasse entlang lief ein kleiner, mit Weiden bestandener Bach. Wenn dieser zugefroren war, fuhr ab und zu einer über das steile Bord hinunter, um das Bachbord als Satzhögerli zu benutzen. War das Eis zu schwach, konnte man sich dort auch «Schuhwasser» holen.

Diese kurze Strecke von der Käsererei bis hinab zur Wangenstrasse wurde ab und zu so intensiv beschlittelt, dass der Untergrund gefährlich glatt wurde und die Rechtskurve vor dem grossen Kastanienbaum nur mit grosser Mühe «genommen» werden konnte.

Die Erwachsenen hingegen wussten noch eine ganz andere Piste. Diese begann in der Gunzenei; von dort fuhr man hinab Richtung Dettenbühl bis zur scharfen Linkskurve, von vielen gefürchtet; wer nicht rechtzeitig abbremsste, «flog» über das steile Strassenbord hinunter in den Schnee. Wurde die Kurve glücklich gemeistert, ging es weiter über die «Schwyzere» hinab bis zum Blauchenhof. Ab 1918 war auf die vorbeifahrende «Bipperbahn» zu achten, bis Jahrzehnte später die Bergstrasse nördlich des Geleises verlegt wurde.

Wer allein schlittelte, fuhr meist «büchlige», was schnelleres und sicheres Fahren ermöglichte. Ein mit mehreren Personen besetzter Schlitten wurde von einem Schlittschuhträger gelenkt. Schlittschuhfahrer liebten aber auch, stehend über die Schlittbahnen hinunterzufahren. Wangenstrasse, Stockrain und Öleweg eigneten sich hiefür besonders gut.



Heutiges «Spielzeug», hier am Beispiel Musterplatz, Langenthal. Foto Christoph Schütz, Langenthal

Waren aber das «Öhrlimoos» oder sogar die näher gelegene «Erzele» mit einer blanken Eisdecke überzogen, kamen scharenweise *Schlittschuhfahrer*. Es wurden Spiele gemacht, Fangis, Orbär, Wettläufe und auch «Kunststücke» und Kurven. Am besten konnten das Fritz Kobi, Sekundarlehrer und Hans Knuchel-Wyler, der ab und zu Schokolade zum Verteilen bei sich hatte. Eishockey war hier noch unbekannt, das kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf.

Als die an- und abschraubbaren Schlittschuhe allmählich verschwanden, nahmen die Buben zum «Reisen» kürzere Schlitten zum Lenken der besetzten grösseren Schlitten, legten sich bäuchlings darauf und hängten die Füße vorne am besetzten Schlitten ein. Wenn die Schlittbahn nicht allzuglatt ist, funktioniert das recht gut, ist aber nicht so zuverlässig wie das Lenken mit Schlittschuhen. Grössere Buben, welche das nötige Material und die Werkzeuge zur Verfügung hatten, bauten sich eigene Bobsleighs für gut acht Personen. Auch für diese war die Bergstrasse ab Gunzenei die beliebteste Strecke. Der schwere Schlitten wurde meist von zwei Burschen hinaufgezogen. Zur Abfahrt sass der Bremser zuhinterst, der mit den Bremsen mithel-

fen konnte, das Gefährt in der gewollten Fahrbahn zu halten. Den beiden, Lenker und Bremser, konnte es abwärts meist nicht schnell genug gehen. So geschah es auch, dass der vollbesetzte Bobsleigh bei der vorerwähnten Linkskurve über das Strassenbord hinausfuhr, mit dem Vorderteil in den Schnee hineinsteckte und fast aufrecht stehen blieb, wobei die Fahrgäste einen lachenden und kreischenden Menschenknäuel bildeten. Nennenswerte Verletzungen hat es merkwürdigerweise dabei kaum je gegeben.

Heutzutage ist das Schlitteln auf Autofahrbahnen nicht mehr möglich. Höchstens wird ein kurzer Nebenweg den kleinen Schlittenfahrern freigegeben und für Autos gesperrt. Im Winter 1973/74, als das Autofahren wegen Benzinmangels verboten war, konnte man noch einmal aufholen. Damals war es sogar möglich, ab Hinteregg und auch ab Schmiedenmatt bis fast zum Stadthof hinunterzuschlitteln. An einigen Abenden konnte man ab Wiedlisbach bis Farnern zweimal mit dem Postauto bequem hinauffahren und von dort bis Wiedlisbach hinunterschlitteln.

Skifahren kommt auf

Gegen 1915 begannen die Buben, es mit dem Skifahren zu versuchen. Schon die Erstklässler probierten, sich «Skier» zu basteln und dazu musste man sich Fassdauben beschaffen. «Fassdoueli» sagten wir. Von kleinen Fässern gab es nur sehr kurze, diese aber waren besser gewölbt, man steckte



damit weniger ein als auf solchen von grössern Fässern. Die Bindungen waren meist stümperhaft. Ein kurzes Lederriemli wurde

beidseits angenagelt, so dass man mit den Schuhen hineinschlüpfen konnte. «S'Glausers Hoger» eignete sich am besten als Übungspiste, dort wo jetzt das Gebäude der Landwirtschaftlichen Genossenschaft steht, d.h. im ehemaligen Stadtgraben, der noch gut erhalten und mit Gras überwachsen war. Durch dessen Sohle wand sich ein hübsches, weidenumsäumtes Bächlein, das vor dem Öleweg in einem Zementrohr, auf der andern Seite, wo jetzt das Coop-Gebäude steht, in den dortigen offenen Bach floss, um sich weiter unten in den Bruggbach zu ergiessen. In diesen Stadtgraben hinein haben die Kinder früher nur geschlittelt, meist auf Chruckli und kleinen Schlitten. Über dieses Bord hinab machte man nun die ersten Versuche mit den Fassdoueli. Neuschnee klebte meist daran, es gab «Stogle» wie an den

Holzschuhen, die man abklopfen musste, um dann, wenn es gut ging, zwei bis drei Meter weit gleiten zu können. Rutschte man ein nächstes Mal sogar zehn bis zwölf Meter weit, steckten die Brettchen im Schnee, man purzelte kopfüber und prompt war auch ein Lederriemchen losgerissen. Man mühte sich ab mit Flickern, einmal, zweimal, immer wieder, bis man ganz einfach wieder die Schlittschuhe anschraubte; denn mit diesen war wirklich etwas anzufangen.

Nach einigen Jahren kamen die ersten, fachmännisch fabrizierten Ski in Erscheinung, Eschenbretter mit brauchbaren Bindungen. Mit solchen wagte man sich bald einmal zum Rappenrain oder auf die Dettenbühl-Hügel. Aus dem anfänglich primitiven «Spielzeug» entwickelten sich die raffinierten Skiausrüstungen nebst entsprechender Bekleidung, Industrien und Kulturen.



Altes Schaukelpferd. Aus: Friedli Em., Bärndütsch, Bd. Aarwangen, Bern 1923